

auf dieser Erde und sicherlich nicht der Erste im Nahen Osten. Als Zweiter oder Dritter werde ich gerne mitmachen. So gesehen, will ich – jedenfalls nach Auschwitz – nicht länger als Pionier auftreten.» (S. 265).

Eine zusätzliche Facette, welche die Realität des jungen Israels wiedergibt, findet sich im Ausdruck: »Wir sind Soldaten, mit 10 Monaten Urlaub.« (S. 384). Der Grund für diese eigenartige Tatsache liegt wohl im Schlusssatz des Buches: »3 Millionen Israelis stehen 100 Millionen Arabern gegenüber, ein Verhältnis, das deutlicher als viele Worte zeigt, was für ein aussergewöhnliches historisches Phänomen der Nahostkonflikt und Israels Entstehung, Entwicklung und Überlebenskampf darstellen.« (S. 389).

Dr. Yehiel Ilzar, Jerusalem

PAUL LÖFFLER: Arabische Christen im Nahostkonflikt. Christen im politischen Spannungsfeld. Frankfurt/M. 1976. Verlag Otto Lembeck. 98 Seiten.

Paul Löffler gehört zu den wenigen Theologen in unserem Land, die durch Mitarbeit und persönliche Kenntnis, durch wissenschaftliche Bemühungen und durch Befragen auch der jeweils anderen Seite bei den Analysen des Nahostkonfliktes und allen seinen Implikationen Gehör verdienen. Er hat in diesem schmalen Band wichtige Stimmen der Christenheit aus dem mittleren Osten zusammengestellt. Sie sind nur wenigen bisher bekannt und sollten ernsthafter als bisher zur Kenntnis genommen werden. Die Autoren sind vom Konflikt unmittelbar betroffen. Sie gehören zu den ältesten Kirchen der Christenheit. Sie bewahren theologische Traditionen in sich auf, die deutlich formulieren, was auch in anderen Kirchen (noch) lebendig ist und doch aus mancherlei Opportunismen nicht laut gesagt wird: Eine massiv antijüdische Tradition, die sich antijudaistisch versteht, aber Gegenkräfte kaum entwickelt hat, die eine Säkularisierung solcher Vorurteile und ihre Ausstattung mit politischer Schlagkraft verhindern könnten. Viele der Texte sprechen von der politischen Erfahrung einer Minderheiten-Kirche, die ihre Versuchlichkeit, imperiale Mehrheitskirche sein zu wollen (z. B. in Byzanz), bitter büssen musste und theologisch zu verarbeiten versuchte. Weiter wird eindrucksvoll deutlich, wie das Ernstnehmen des arabischen Kontextes mehr ist als eine billige Anpassung an panarabische Ideologien. Volkskirche zu sein, Kirche des Volkes und Kirche für das (keineswegs nur durch den Nahostkonflikt leidende) Volk wird glaubhaft ausgesprochen. Und doch ist gerade diese Position immer verknüpft mit einer massiven Kritik an Israel und dessen essentieller Verbindung von Religion und Volk. Ihm wird die Übernahme christlicher Kategorien, sich selbst zu verstehen und zu verwirklichen, angeraten. Der hier fällige Begriff lautet: Konfession. Hat man Judentum so definiert, folgt unweigerlich der Theokratievorwurf an den säkularen Staat Israel, der trotz allem ein jüdischer Staat sein will und die Verbindung zur Tradition nicht aufzugeben bereit ist.

Der griechisch-orthodoxe Metropolit, Bischof G. Khodr, stellt diesen Punkt besonders deutlich heraus. Für ihn ist die arabische Identität Voraussetzung für einen guten Dialog zwischen Christentum und Islam, durch einen als anachronistisch empfundenen jüdischen Staat bedroht. Die umgekehrte Bedrohung wird nicht gesehen. Khodr und die anderen Autoren lassen durchscheinen, dass die orientalischen Christen, die gerade als Minderheit überdurchschnittlich viel zur Renaissance arabischer Kultur, Literatur und Selbstfindung beigetragen haben, mit der Kritik an Israel auch eine Kritik am keineswegs von Theokratiesuchen freien Islam meinen. Das Pathos einer progressiven Rolle des Christentums gegenüber dem Judentum und dem

panarabischen Islam bleibt unüberhörbar. Nur ist die Ausrüstung mit dem Gewicht einer langen theologischen Tradition und einer beschränkten soziologischen Verankerung dieser Kirchen nicht gerade förderlich für einen Weg in die Zukunft. Die Selbsteinordnung in die Dritte Welt verharmlöst deren Probleme. Sie geschieht zu einfach – aber diese Probleme sind auch in unseren westlichen Kirchen keineswegs gelöst. Allerdings geschieht es immer wieder, dass die Abgrenzung zum Judentum durch zwei scharf gehandhabte Argumentationen deutlicher (als etwa gegenüber dem Islam) ausfallen. Einmal werden biblische Aussagen über das Leiden zu Metaphern (und nicht zu analytischen, die Dinge beim Namen nennenden Erhellungen) für das vergangene Leiden der Juden und das gegenwärtige Leiden der Palästinenser: Ein Spiritualisierungsprozess, der dem Judentum die Schrift und sein Selbstverständnis, die geschichtliche Erfahrung eines Völkermordes und die kritische Anfrage an das Christentum, ob das Reich Gottes trotz der grossartigen Hoffnungen der Bibel so verborgen wie in der Kirche wirklich angefangen haben könne, nicht zugesteht. Zum andern wird dem Islam eine grössere Nähe, nicht nur physisch, sondern auch theologisch zum Christentum zugeschrieben, weil er z. B. Jesus und Maria positiv aufgenommen hat. Die Beobachtung kann nur deswegen auffallen, weil die arabischen Autoren leider keine Kenntnis von der jüdischen Beschäftigung mit Jesus und der Rezeption jüdischer Traditionen im Christentum nehmen.

Leider vermisst man auch eine kritische Auseinandersetzung des arabischen Umgangs mit Juden, die ja keineswegs immer und nur die Sonne islamischer oder gar christlicher Toleranz umstrahlte. Die Distanzierung vom kirchlichen Westen erfolgt mit Recht, aber zu pauschal, als ob die grosse Gemeinsamkeit (z. B. eine im Blick auf das Judentum vertretene Enterbungstheologie, die dem Neuen Testament widerspricht und die das »Neue« an Jesus nur glauben kann, indem das Alte Testament als veraltet und die Juden als Anachronismen der Heilsgeschichte und nicht mehr als Volk Gottes angesehen werden) eine so rasch bezogene Gegenposition erlaube. Merkwürdig bleibt dem, der beide Seiten zu hören versucht, die Klage arabischer Christen, die Weltchristenheit sei mehrheitlich einseitig proisraelisch, und zugleich die Klage Israels, die Weltchristenheit sei am Schicksal des Judentums und Israels desinteressiert. Für beide enttäuschten Beobachtungen gibt es vielleicht den gleichen bitteren Grund: die Schwerfälligkeit grosser Teile der ökumenischen Christenheit, theologische und politische Reflexionen und Realisierungen zu verstehen, wie sie in den orientalischen Kirchen und in den reichen Strömungen des jüdischen Lebens, in der Diaspora und im Staat Israel, zu finden sind.

Zwei gewichtige Arbeiten von Paul Löffler umrahmen die Textdokumente von entscheidenden Sprechern der orientalischen Kirchen: einmal eine Beschreibung der dort vorhandenen Kirchen und Konfessionen, ihre theologischen und regionalen Profile sowie eine vorzüglich systematisierende Zusammenfassung und Interpretation des arabisch-christlichen Standpunktes zur Nahostfrage. Die in allen Texten beschworene gemeinsame Zukunft ist allerdings auch ein jüdisch-israelisches Ziel – wenn man nicht Extremisten in beiden Lagern als authentische Sprecher herausstellen will. Ob allerdings der direkte Schritt eines multireligiösen Staates im Nahen Osten der richtige ist, mag nach der Tragödie im Libanon bezweifelt werden.¹ Immer noch sind Juden wie Araber durch eine Geschichte der Fremdbestimmung geprägt, noch nicht frei von dem

(Fortsetzung Seite 134)

¹ Vgl. o. S. 73 f.

Israel-Mappe und Jerusalem-Mappe

Je 20 Graphiken jüdischer und arabischer Kinder. Begleitender Text hebräisch, arabisch, englisch, deutsch. Hrsg.: Puah Menczel. Beersheba-Jerusalem [1976], Auslieferung Rubin Maas, Jerusalem, Grossformat.

Israelische und deutsche öffentlich bekannte Persönlichkeiten haben den beiden Mappen kurze Geleitworte mit auf den Weg gegeben, u. a.: Golda Meir, Yigal Allon, Dr. Hildegard Hamm-Brücher. Israelische und deutsche öffentliche Stellen haben durch Spenden die Herausgabe dieser reizvollen, hochinformativen Mappen gefördert. Die Bilder stammen von Schuljugend im Alter von 12–16 Jahren und sind eine Frucht des bedeutenden Erziehungswerkes, das der verstorbene Dr. J. S. Menczel und seine Frau, Dr. Puah Menczel, seit 1903 und im Rahmen der Gesamtschule der Negevstadt geschaffen haben. — Kinder von Einwanderern »aus dem Irak, aus Polen, Rumänien, Russland, Ägypten, Tunesien und Marokko mit all ihren verschiedenen Sprachen und Nationalitäten. Die Jugend, auch die der Araber und Nomaden, musste in das Gemeinsame des neuen Staates hineinwachsen. Die Barrieren der Sprache, des Hasses, die Hindernisse des Unzulänglichen waren zu beseitigen. Hier setzte die Erziehung ein. Mit der Gründung einer ersten Gesamtschule im Jahr 1954 durch Frau Dr. Puah Menczel hat diese Pioniertat begonnen. Sie wurde zu einem Brückenschlag auch hin zu den verfeindeten Arabern und Nomaden. Jüdische und arabische Kinder, Kinder von Neueinwanderern und Nomaden sassen und sitzen in dieser Schule Seite an Seite. Gleiches Bildungsgut wird ihnen vermittelt, sie haben alle dieselben Chancen. Neues Leben begann in der Wüste. Aus dem Gegeneinander und Nebeneinander wurde ein Miteinander und Füreinander...¹ Möchten viele »die Blätter dieser Mappen betrachten und in dem Willen bestärkt werden, alles zu tun, was von aussen zur Verständigung zwischen den Völkern in Nahost beitragen kann.«¹ G. L.

¹ Vgl. Georg Ehninger, Einführung. In: Israel Mappe S. 5. u. 6.



Bild oben: aus Israel-Mappe: *Besuch des Scheichs*. Von Mazal Khuri, 15 Jahre, aus Marokko. — Bild unten: aus Jerusalem-Mappe: *Schöner alter Bogen*. Von Ruth Bar, 15 Jahre, aus Shoresht, Neve Ilan.



Zwang und/oder der Aufforderung zur Assimilation oder von der Gefahr direkter Kolonisierung. Ihrer beider Identität ist noch nicht so gesichert, dass sie sie sogleich wieder in absolut neue Rahmenbedingungen zur Disposition (wessen?) stellen könnten.

Das sehr empfehlenswerte Buch zeigt das Bild der arabischen Christen sehr deutlich. Leider belegt dieses Bild auch, dass die arabischen Kirchen – entgegen dem zweiten Gebot – von Juden – Zionisten – Israel sich nur ein Bild gemacht haben, das nicht dem Risiko des so oft beschworenen Dialoges ausgesetzt wird.

Die augenblickliche Entwicklung im Nahen Osten, die den Palästinensern in einer ähnlichen Weise wie Israelis ihre Isoliertheit bewusst gemacht hat, verstärkt bei beiden die Entdeckung: Wir sind (jeweils) ein Volk, ein Volk (Th. Herzl). Beide sind noch nicht sehr weit auf dem Weg gekommen, ihre Autoemanzipation (L. Pinsker) wie ihre Identität zu sichern. Dem Buch sind viele aufmerksame Leser zu wünschen, den dort zu Worte kommenden Menschen wie den Israelis ist zu wünschen, dass ihre Stimmen miteinander ins Gespräch kommen.

Martin Stöhr, Ev. Akademie Arnoldshain

GOLDA MEIR: Mein Leben. Aus dem Englischen von Helmut Degner und Hans-Joachim Maass. Hamburg 1975. Hoffmann und Campe Verlag. 499 Seiten.

Den Erinnerungsband der ehemaligen Ministerpräsidentin Israels lege ich nicht ohne Bewegung aus der Hand. Die Tragik von Frau Golda Meir ist deutlich spürbar, auch ohne dass sie das aussprechen müsste. Es ist die Tragik, die in dem notwendigerweise Schuldigen liegt. Ihre Berufung als Politikerin lässt sich mit der Berufung als Ehefrau letztlich nicht verbinden. Zwar bleibt der Ehemann bis zu seinem Tod von ihr geliebt, die Ehe wird formal auch aufrecht erhalten, aber sie ist früh zerbrochen und kann nicht geheilt werden. Frau Meir ist ehrlich genug, das Scheitern zuzugeben und auch die Gründe dafür einzugestehen. Sympathisch hat es mich berührt, dass sie die Schuld nicht zuerst beim anderen, sondern bei sich selbst sucht und findet. In diesem Rechenschaftsbericht über das eigene Leben gibt Frau Golda Meir nicht nur freimütig Auskunft über das persönliche Leben, Wege und Irrwege seit der Kindheit in Russland, später dann in Amerika und den Pionierjahren in Erez Israel bis in den Jom-Kippur-Krieg und bis zu ihrem Rücktritt als Ministerpräsidentin. Sondern sie gibt eben auch über ihr öffentliches Leben, ihr Wollen und Wirken freimütige ehrliche Auskunft. Auch hier stellt sich für sie die Frage nach der Schuld, nicht im juristischen, auch nicht im moralischen Sinne, wohl aber in dem noch tiefer gehenden existentiellen Verhältnis des Menschen, dem politische Verantwortung übertragen ist, zu seinem Volk. Sie bedrängt die Frage, warum sie ihrem Instinkt nicht gefolgt ist, warum sie sich die richtigen Schlüsse, die sie bereits aus der Nachricht von der Evakuierung russischer Familien aus dem syrischen Grenzgebiet gezogen hatte, sich wieder von ihren Ratgebern ausreden liess. Wäre sie ihrem Instinkt gefolgt, so hätte noch vor Beginn des Jom-Kippur-Krieges die Generalmobilmachung stattgefunden. Die Verluste wären dann für Israel möglicherweise nicht so blutig gewesen, der Überraschungseffekt, der den Angreifern zugute gekommen ist, wäre ausgeblieben. Vielleicht hätten sogar Ägypten und Syrien auf den Angriff verzichtet. Das sind Fragen, auf die es keine Antwort gibt, die gleichwohl sich dem Verantwortlichen, also hier Frau Meir, bedrückend stellen. Rechenschaftsbericht ist die Autobiographie auch insofern, als hier ein Mensch zutiefst ge-

troffen ist von dem Vorwurf, Mitglied des Establishment zu sein, ein Mensch, der zur Pioniergeneration gehört und sich noch gut der schweren Jahre des Aufbaus erinnert.

Frau Gold Meir hat ihre Arbeit wichtiger genommen als ihr persönliches Leben. In der Vorbemerkung zu ihrer Autobiographie weist sie darauf hin, dass sie nie ein Tagebuch geführt hat, dass sie überdies nicht zu den Briefeschreibern gehört. Erst das Bedürfnis, Rechenschaft zu geben, das sie nach dem Jom-Kippur-Krieg hatte, veranlasste sie, ihre Autobiographie zu schreiben. Um so überraschender ist die Lebendigkeit ihrer Darstellung. Sie gibt nicht nur ein vorzügliches Bild ihres eigenen Lebens, ihres Denkens, Wollens und Wirkens, sondern auch treffliche Charakteristiken der Persönlichkeiten, die ihr Leben gekreuzt oder begleitet haben. Manche längst verstorbene Gestalt aus der Geschichte des Zionismus und vor allem des jüdischen Aufbaus in Erez Israel wird durch ihre Darstellung erst dem Leser lebendig. Diese Charakterisierungen gehören mit zu den Stärken ihres Buches.

Wie Frau Meir freimütig zugibt, ist in ihrer Familie ein Hang zur Starrköpfigkeit ausgeprägt. Sie weiss recht wohl, dass sie selbst nicht frei davon ist. Diese gewisse Starrheit wird auch im politischen Bereich fühlbar. Zwar spricht sie es nicht aus, aber zwischen den Zeilen ist doch zu lesen, dass sie auch heute noch das ganze deutsche Volk für die Vernichtung der sechs Millionen Juden verantwortlich macht. Jahrzehntlang hatte sie es vermieden, in die Bundesrepublik zu kommen. Erst nach dem Sechstagekrieg entschloss sie sich für wenige Stunden zu einer Reise dorthin, und dies nur, weil sie einen Besuch in anderer Gelegenheit machen musste. Bei diesem Blitzbesuch kann es daher kaum zu ernsthaften Gesprächen mit Deutschen gekommen sein. Erst Jahre später konnte sie sich zu einem eigentlichen Deutschlandbesuch entschliessen. Mit dem ersten Bundeskanzler, Dr. Konrad Adenauer, hatte sie niemals einen persönlichen Kontakt. Wenn es einen Deutschen gibt, mit dem sie in engeren Kontakt kam, dann ist es der Vorsitzende der SPD, Willy Brandt. Gelegenheiten zum vertrauten Gespräch hat es tatsächlich gegeben und sind auch wahrgenommen worden. Aber bei aller Hochachtung vor der Persönlichkeit des Parteivorsitzenden der SPD kann sie es ihm doch kaum verzeihen, dass er für eine Normalisierung der Beziehungen der Bundesrepublik zu Israel eintrat bzw. eintritt. Für Frau Meir müsste das Israel-Engagement der Bundesrepublik nach wie vor motiviert sein, vom Bewusstsein der Schuld und der sich daraus ergebenden Verantwortung gegenüber den Juden.¹ Für den Wandel in den Anschauungen, der durch den Wechsel der Generationen bedingt ist, hat sie m. E. nicht genügend Verständnis. Ebenso wenig vermag sie sich genügend in die Mentalität der Araber hineinzudenken. Hier sind ihre Urteile nicht frei von Ressentiments. Daraus ihr einen persönlichen Vorwurf machen zu wollen, wäre gewiss abwegig. Die schlimmen Erfahrungen, die sie in ihrem Leben machen musste, sind genügend Erklärung für Ressentiments. Eine andere Frage jedoch ist es, ob dadurch nicht der Blick für das politisch Mögliche und Machbare zuweilen getrübt wird. Doch darüber zu richten, ist inzwischen müssig geworden; denn eine andere Generation ist in die politische Verantwortung nachgerückt. Jetzt kann es nur darum gehen, den Weg zur gegenwärtigen Lage Israels besser zu verstehen. Dazu tragen die Lebenserinnerungen von Golda Meir wesentlich bei.

¹ Zu dieser mit vielen Differenzierungen belasteten Frage vgl. u. a. auch o. S. 118 (Anm. d. Red. d. FR).